



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unser Paul

Marienkind und wurde wegen ihrer Gewissenhaftigkeit einstimmig zur Präfektin gewählt. Ja, am Feste Peter und Paul 1931 nahm sie den Schleier im einheimischen Noviziat, bei welcher Gelegenheit ihr der Name „Schwester Regina“ zufiel.

Thomas ist nun bei seinen Eltern tief unten in der Steppe; diese sind noch fern vom lieben Gott. Er selbst aber kommt trotz des weiten Weges täglich zur heiligen Messe und zum Empfang der heiligen Kommunion.



Unser Paul

Von Schw. M. Friedberta

S er war kein Eingeborener von hier, sondern ein Kikuyu aus der Gegend von Nairobi. Er kam nach Zanzibar mit dem Vorsatz, hier in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen, ohne sich recht müde zu machen, und dann als gemachter Mann wieder in das Innere Afrikas zurückzukehren. Das ist das Ideal so vieler Neger: schöne Schuhe und Strümpfe an den Füßen, eine goldene Brille auf der Nase, einen europäischen Hut auf dem Kopfe und ein Spazierstock, dann ist der schwarze Gentleman fertig; dann hält er es sogar unter seiner Würde, zu grüßen. Es ist ihm ganz gleich, welche Arbeiten er in der Stadt verrichten muß, wenn er nur seine Hacke nicht mehr sieht, mit der er in den Pflanzungen gearbeitet hat. Man fragte einen dieser Streber, was er denn für eine Arbeit in der Stadt verrichte, und die Antwort lautete: „Ich bin auf dem Office beschäftigt.“

„Auf welchem Office?“ „Auf dem Office ya pamya“; das ist für Rattenarbeit. Es geht ja nur um einen schönen Namen. Er war also Rattenfänger. Und solche Arbeiten wie auch die der Straßenfeger, sind ja leicht zu bekommen; da macht es nichts, ob die Schuhe ganz oder zerrissen sind, ob man mit einer ganzen oder halben Sohle herumläuft, wenn man nur eine Form von Schuhen an den Füßen trägt; und wenn die Brille auf der Nase auch keine Gläser hat, oder wenn von dem Strumpf nur noch das Oberteil vorhanden ist; das ist alles gleich, wenn man nur sagen kann: „Ich bin auf dem Office beschäftigt, und ich brauche nicht mehr zu graben wie die Leute im Innern des Landes!“

Zu dieser Sorte Leute gehörte unser Paul; er hatte große Pläne und wenig Verstand. Er erhielt in der Stadt bei einem Indier eine Stelle als Koch, mußte aber schon nach einigen Wochen entlassen werden mit dem Zeugnis, daß er ein echter, dummer, fauler Koch sei. Was nun tun? Er wanderte wieder auf eine Farm, wo viele seinesgleichen arbeiteten, wurde

freundlich aufgenommen, mußte aber wieder die Hacke zur Hand nehmen. Das war hart für Paul.

Jeden Tag arbeitete Paul ein wenig und legte sich dann schlafen unter dem Vorwand, er habe Kopfschmerzen; war jedoch Zeit zum Essen, dann waren die Kopfschmerzen vollständig verschwunden, und er konnte darin doppelt soviel leisten wie die andern. Das gefiel seinen Kameraden nicht, und sie suchten es so anzulegen, daß Paul die Essenszeit verschlafen sollte; aber es gelang ihnen nicht. Paul war immer pünktlich zur Stelle bei jeder Mahlzeit.

Nach einiger Zeit suchte ich einen Koch, und da wurde mir Paul als guter Christ dringend empfohlen. Sein Kamerad lobte ihn über alle Maßen und tat sein Bestes, um Paul die neue Arbeit zu verschaffen. Er schüttelte mir die Hand, zog seine Schnupftabaksdose aus der Tasche und nahm vor Freude eine Prise, daß ich den Paul als Koch nehmen wollte. Jetzt verstehe ich, warum man auf dieser Farm den Paul so gerne los sein wollte; er brauchte dann nicht mehr gefüttert zu werden. Hier muß ich beifügen, daß es den Negern eigen ist, nicht allein, sondern mit andern zu essen. Wird der Gast aber lästig, dann suchen sie ihn auf irgendeine Weise zu entfernen.

Paul kam also zu uns. Am ersten Tag ging die Arbeit wohl etwas langsam voran, aber ich entschuldigte das, weil er noch ein Neuling war. Nach einigen Tagen kam er zu mir und beklagte sich, die Arbeit in der Küche sei zu schwer und der Lohn zu gering. Ich redete ihm zu und versicherte ihm, daß der Lohn steigen würde je nach seinen Leistungen; aber es half alles nichts. Eines Tages lag Paul im Bett, weil er Kopfschmerzen hatte; am andern Tage quälte ihn das Fieber; kurz, jeder Tag hatte für ihn eine neue Plage. Nur, wenn es Zeit zum Essen war, war Paul von aller Krankheit frei. Notwendigerweise mußte ich ihm natürlich begreiflich machen, daß ich einen andern Koch suchte. Er war damit einverstanden, verließ sofort die Arbeit und packte sein Bündel. Er kehrte jedoch nicht zu seinen Freunden zurück, sondern zog in ein leeres Haus, das in der Nähe von Walezo war und fing an, kleine Feldarbeiten für sich zu verrichten. Er pflanzte für sich Gemüse, Kartoffeln usw. So vergingen mehrere Monate. Eines Tages stand unser Paul wieder vor unserer Türe.

„Schwester,“ sagte er, „Jesus sagt mir: verlasse alles, was du hast und folge mir nach.“ Er verkaufte also alle seine Felder und behielt für sich nur ein hartes Bett, eine alte Hose und einen Sack, ein Kreuz und ein Gebetbuch. Sein Geld teilte er unter die Armen aus; dann legte er sich auf sein Bett, den Sack um seine Lenden gebunden, das Kreuz hing er um den Hals und richtete die Augen zum Himmel. Er aß und trank nichts mehr, und jeder, der ihn besuchte und ihm etwas Nah-

rung brachte, erhielt die Antwort: „Jesus sagt: Folge mir nach und verlasse alles!“ Alles Drängen in ihn, daß er doch etwas Nahrung zu sich nehmen solle, war nutzlos. Nach vier Tagen lag er ganz ermattet auf seinem Bett. Der hochw. Pater Missionar besuchte ihn und trieb ihn aus seiner Hütte; doch er vermochte kaum zu gehen. Nach vielem Zureden gelang es ihm nun, daß Paul etwas Essen zu sich nahm.

Nachdem Paul sich wieder etwas erholt hatte, sagte er: „Arbeiten tu ich nicht; der liebe Heiland lehrte, arbeitete aber auch nicht; er betete und lehrte, und zu dieser Nachfolge bin ich berufen. Nach Pfingsten fange ich an, allen Leuten zu predigen. Am Tage nach dem Feste kniete unser Paul vor dem Altar in unserer kleinen Kapelle und blies laut mit dem Munde, als wenn Feuer in ihm brannte, und als man ihn fragte, warum er soviel Geräusch mache, sagte er: „O, mein Herz glüht vom Feuer des Heiligen Geistes; er hat mich entzündet, ich muß lehren.“ Und wirklich, nach einigen Tagen band er seinen Sack fest um die Schultern, hing ein großes Kreuz um den Hals, und mit dem Gebetbuch und einem Stock in der Hand trat er seine apostolische Reise an: seine Haare ließ er wachsen. Ich zweifelte aber noch immer daran, ob er ausharre in dieser Meinung.

Nach einigen Tagen fuhren wir hinaus zu allen Kranken und fanden unsern Paul langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes daher gehen. Wir ließen das Auto halten und fragten ihn, wohin er denn gehe und was er lehre. Wir erhielten die prompte Antwort: „Ich gehe jetzt zum andern Ende der Insel und werde allen Leuten predigen wie Johannes der Täufer: Tuet Buße, denn das Ende der Welt ist nahe.“ Auf unsere Frage, ob die Leute ihn denn auch hören wollten, erwiderte er: „Nein, sie lachen, aber ich lehre weiter.“

„Bekommst Du denn auch zu essen“, fragten wir weiter.

„Ja, man gibt mir schon überall etwas“, war die Antwort.

Nach ungefähr drei Wochen kehrte er wieder nach Walezo zurück. Er tat nichts als lehren und beten, und bat man ihn, bei dieser oder jener Arbeit behilflich zu sein, antwortete er sofort: „Nein, Gott sagt zu mir, bete und lehre und folge mir nach.“

Paul machte es sich zur Aufgabe, des Morgens früh, leider nur zu früh, zu läuten, was den Unmut der Leute erregte. Es war das Zeichen zum Morgengebet oder zum Unterricht. Jetzt ist er aber schon etwas gemüthlicher geworden; er zieht nicht mehr um die ganze Insel, um zu lehren, sondern bleibt in Walezo. Dasselbst hat er neben dem neuen Hospital seinen Predigtstuhl; von da aus spricht er zu den armen Kranken; und wenn diese ihre Mahlzeit haben, fehlt unser Paul nie. Jeder gibt ihm etwas, sei es Tee oder Brot oder etwas anderes.

Kurz, Paul hat sein Ziel erreicht: er braucht nicht mehr zu arbeiten; und das macht ihn so froh. Sein Predigtstuhl besteht aus einem abgehauenen Baumstamm.

K

Schneegestöber in Rhodesia

Von Schw. M. Vera

Was, Schneegestöber in Rhodesia? — Du mußt es nicht buchstäblich nehmen, lieber Leser; aber so was Ähnliches war's doch. Ich hatte das lustige Tanzen und Durcheinanderwirbeln der Schneeflocken, das uns als Kinder entzückte, in den zehn Jahren, die ich hier verlebte, vergessen. An viele schöne Dinge der Heimat habe ich oft und oft sehnsüchtig zurückgedacht, doch daran nicht. Heute fühlte ich mich lebhaft zurückversetzt in eine regelrechte Schneeflockenschlacht — nur waren die Schneeflocken nicht weiß, sondern wirbelten in Form brauner Heuschrecken durch die Luft.

Es ist einige Minuten vor 12 Uhr mittags; die Kinder, Buben und Mädchen, sind nach allen Richtungen verstreut. Es ist ja „Empiretag“. Nur einige wenige sind daheim und breiten die eingekochten Heuschrecken zum Trocknen aus. Gott Dank, daß die schreckliche Arbeit zu Ende ist. Die ganze Nacht von Sonntag auf Montag waren die Mädchen unter Aufsicht etwa zwei Stunden entfernt zum Heuschreckenfang gewesen, und gegen Morgen holten dann die Buben die reiche willkommene Beute, 50 schwere Säcke, jeder wohl $1\frac{1}{2}$ Zentner, heim. Nun ging's sofort ohne Verzug ans Abkochen. O, wie es in den Säcken arbeitet und brummt! Hier und da suchen sich einige durch kleine Lücken in den Nähten durchzubeißen. Nur schnell, die Tiere beißen, sonst gehen uns all die guten Säcke kaput. Doch das Schnellmachen geht nicht so; wir haben nur drei große Töpfe zur Verfügung, da müssen die armen Schelme wohl oder übel eine geraume Zeit, die letzten wenigstens einen Tag und eine Nacht, in ihrem engen Verlies bleiben. Bald fühlen sich die Säcke ganz heiß an, weil's da drinnen so verzweifelt durcheinander wogt, so daß den Übeltätern der Schweiß ausbricht, der braun durch die Poren der Säcke dringt. Ist denn das nicht grausam? Frag' nur die armen Farmer, die nur das Nötigste zum Leben haben und ohnmächtig zusehen müssen, wie in einer Viertelstunde jedes grüne Hälmlchen von ihren Feldern vertilgt wird. Doch nun zu unserer Arbeit.

Da stehen die Riesentöpfe mit dampfendem Wasser über riesigen Feuern bereit; es sind die kupfernen Kessel zum Kochen der Wäsche und ein gewaltiger Topf, der zum Kochen von